

Die Neue Welt

Nr. 16

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Die Bäuerin wußte kaum, wie sie ihren Dank für so viel Ehre in Worte kleiden sollte.

„Jetzt, im Winter, ist ruhige Zeit auf dem Lande,“ fuhr Harrassowicz fort. „Keine Arbeit auf dem Felde, was? Im Frühjahr, da geht's dann wieder ordentlich los, mit allen Kräften. Sie haben ja jetzt auch Ihren zweiten Sohn hier, wie ich höre.“

„Se meenen Gustaven?“

„Der bei den Soldaten war bis vor Kurzem; der wird dem Vater nun wohl tüchtig in der Wirthschaft helfen?“

„Freilich! Das mechte aben sein! Aber, er thut sich bei Madel heirathen. Und hernach da will er furt von uns. Ar spricht, er wullte sei eegner Herre sein. 's gefällt'n ni miß zu Hause. Ar gieht, und ar sieht s'ch nach an Dienste im. Burden gerade, eh' Se kamen, is er uf'n Huf geganga wegen aner Kutscherstelle. Ar spricht, er mechte als Kutscher giehn beim Grafen, spricht 'r.“

„So so! Zum Grafen will er. Sagen Sie Ihrem Sohn mal von mir, das soll er lieber bleiben lassen. Herrschaftlicher Dienst, das ist schlimmer als Sklaverei. Er mag lieber zu mir kommen. Ich werde ihm schon was verschaffen. Drüben in Wörmsbach zum Beispiel, da habe ich gerade eine Stelle, die wäre für einen tüchtigen jungen Landwirth wie geschaffen. Haus, Garten, einige zwanzig Morgen Feld dazu. Ich würde ihm die Pacht billig lassen. Dort könnte er sein Glück machen. Sagen Sie ihm das von mir!“

Die Bäuerin bekümmte jeden seiner Sätze. Inzwischen hatte sich der Tisch vor dem Fremden mit allerhand Eßbarem bedeckt. Die alte Frau trat zu ihm: „Entschulgen Se ad, Herr Harrassowicz, mir han's emal ne besser. Was mer han, das gahn mer Se gerne. Nu war'ch den Kutscher ane Benne schmieren giehn. Oder full'ch 'n ane Neege Kaffee gahn, dem Kutscher?“

„Thun Sie das, Frau Büttner,“ sagte Harrassowicz lachend, und kniff dabei die alte Frau in den bloßen Arm. „Man wird bei Ihnen wirklich verwöhnt.“ Dann hieb er ein und ließ es sich schmecken.

Toni brachte die Kaffeekanne herbei und setzte sie auf den Tisch. Ernestine mußte die beste Tasse aus dem Glaskranke holen. Die Bäuerin schenkte selbst ein. Es war Alles um den Gast bemüht. Dem schien es offenbar Freude zu machen, sich so aufmerksam bedient zu sehen. Er schlürfte seinen Kaffee, blickte die Frauen vergnügt schmunzelnd durch seinen goldenen Zwicker an und richtete hin und wieder eine Frage an sie. Die Frauen wagten kaum zu antworten, verlegen standen sie im Hintergrunde und sahen ihm mit ehrfurchtsvollem Schweigen zu, wie er aß und trank.

Sam betrachtete sich die Tasse, aus der er trank. „Dem Jubelpaare!“ stand darauf in Goldschrift. Die Bäuerin erklärte, das sei ein Geschenk gewesen zur silbernen Hochzeit, die sie vor etwa fünf Jahren gefeiert hätten. „Dreißig Jahre verheirathet!“ rief Sam. „Eine schöne Zeit! Und je glücklicher man gewesen, je kürzer kommt es einem vor. — Nicht wahr? — Ich werde nun auch bald meine silberne feiern. Mein Aeltester ist schon auf Universitüt. Er studirt Jurisprudenz, verstehen Sie. Zu Ostern wird er fertig. Ein feiner Kopf, sage ich Ihnen! Habe mir's aber auch was kosten lassen. Dem Jungen ist nichts abgegangen.“

Sams Gesicht strahlte, als er von seinem begabten Sprößlinge sprach. Er sah sich selbstzufrieden im Kreise um und weidete sich an der stummen Bewunderung, die hier jedem seiner Worte entgegen gebracht wurde. Sein Blick fiel auch auf Toni. Seine zudringlichen, alles Zweideutige ausspürenden und aufstößenden Blicke ruhten so lange auf der Figur des Mädchens, bis Toni sich erröthend abwandte, um sich in einer dunklen Ecke etwas zu schaffen zu machen.

Der Händler winkte sich die alte Bäuerin heran. „Wie sieht denn das mit Ihrer Tochter dort, Frau Büttner?“ fragte er, und gab sich kaum die Mühe, seine Stimme zu dämpfen. „Verheirathet ist sie meines Wissens doch nicht — he!“ Mit schnüffelnder Miene spähte er dabei immer nach dem Mädchen hinüber.

„Ach Se meenen und Se denken, weil daß je...“ Und nun folgte eine lange Auseinandersetzung von Toni's Liebesgeschichte. Es war weniger Entrüstung oder Trauer, was in den Worten der Mutter zum Ausdruck kam, als Aerger, daß dem Mädchen eine solche Dummheit passirt war. Beide Töchter waren im Zimmer und hörten jedes Wort, das die Bäuerin über den Fall sagte.

Harrassowicz hörte mit einem gewissen Behagen zu und nickte hin und wieder mit dem Kopfe. „Ja, ja, so geht's! Die jungen Dinger sind immer nicht vorsichtig genug. Und ehe man sich's versteht, ist ein neuer Weltbürger da. Na, man muß immer noch das Beste daraus zu machen suchen. Haben Sie denn noch garnicht daran gedacht, Ihre Tochter als Amme gehen zu lassen, Mama Büttner?“

Die Bäuerin verstand nicht, was er damit meinte. „Nun ja, als Amme! Verstehen Sie nicht? Da kann sich so ein Mädchen heut' zu Tage ein schönes Stück Geld mit verdienen. Wenn ein Madel gesund ist und stark, — verstehen Sie. In den Städten wird das sehr gesucht. Lassen Sie Ihre Tochter mal dort aus der Ecke herauskommen.“

Das Mädchen zögerte, dem Ansinnen des Händlers

Folge zu leisten. „Toni!“ rief die willfährige Mutter, „De sollst kommen, herst De ne! Zu Herrn Harrassowicz. Er will D'ch sahn.“ Toni kam schließlich zum Vorschein; sie wußte nicht, wohin blicken vor Verlegenheit. Sie lachte krampfhaft, hielt sich den Arm vor's Gesicht und war dem Weinen nahe.

„So stellen Sie sich doch nur nicht so schrecklich an!“ meinte er, und musterte das Mädchen, wie etwa der Viehhändler sich ein Stüd betrachtet. „Das sieht ja famos aus! In bester Ordnung Alles, wie's scheint. Spreewälder Kostüm wird Ihrer Tochter ausgezeichnet stehen, Frau Büttner. Das tragen diese Art Mädchen nämlich in Berlin. Weiße Hauben, kurze grüne oder rothe Röcke, Sammetmieder, schwarze Strümpfe. Alles hochpatent! Wird dem Fräulein ausgezeichnet kleiden. — Na, wie steht's, Mama Büttner?“

Die Bäuerin war in großer Bestürzung über den Vorschlag des Händlers. Erzürnen wollte sie den Mann um keinen Preis durch eine abschlägige Antwort; dazu war ihre Furcht vor ihm zu groß. Auf der anderen Seite hatte sie das sichere Gefühl, daß das, was er da vorschlug, nicht recht und schicklich sein könne. Sie hätte auch ihr Kind nur schweren Herzens von sich gelassen.

Harrassowicz verfolgte seinen Plan weiter. „Ich wüßte eine ausgezeichnete Stelle,“ sagte er. „Meine eigene Tochter, die in Berlin verheirathet ist, erwartet im zeitigen Sommer. Die Sache ist eigentlich wie gegeben. Da könnte Ihre Tochter in ein hochherrschaftliches Haus, Berlin W, Thiergartenviertel, das Feinste was es giebt! Na, kurz, das Madel könnte sich gratuliren, wenn sie dorthin käme. — Wie steht's Frau Büttner, wollen wir die Sache abmachen?“

Der Händler hielt die Hand ausgestreckt zum Zuschlag. Da die Bäuerin zögerte, griff er in seine Tasche. „Ich will auch gleich ein Aufgeld geben, damit Sie sehen, daß mir der Handel ernst ist.“ — Er ließ ein Geldstück blicken.

Die Bäuerin hatte sich die Sache inzwischen überlegen können. Die Mutter in ihr war rege geworden. „Nee, nee! Herr Harrassowicz!“ rief sie. „Su gieht das ne! Das muß sich eens dach ersicht urdentlich mit seine Leute beraden. Und das Madel selber mechte dach och gehert wern, ob je und je mechte.“

„Nu ja! Beredt Euch untereinander!“ meinte Sam und steckte sein Geldstück wieder ein. „Ich werde gelegentlich mal wieder nachfragen dieferhalb.“

In diesem Augenblicke hörte man kräftige Tritte draußen am Thürpfosten, wie von Einem, der sich den Schnee von den Füßen tritt. Die Thür öffnete sich, und Gustav trat ein.

Er kam vom Rittergutshofe, wo er mit Hanp-

mann Schroff gesprochen hatte. Vor der Thür sah er das Gefährt des Händlers stehen und erfuhr vom Kutscher, wer im Hause sei. Sofort schob ihm das Blut in den Kopf. Erregt trat er in's Zimmer; er hatte den Feind noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Seine Ueberraschung war groß, als er den Händler erblickte. Den Burschen hatte er sich ganz anders vorgestellt. Unwillkürlich wollte er etwas von der teuflischen Bosheit, die er dem Menschen zutraute, auch in seiner Erscheinung wiederfinden. Dort, dieser kleine fette Mann, taubköpfig, mit rothem Kotelettenbart, das sollte der berühmte Samuel Harrassowicz sein, von dem man erzählte, daß er viele Menschen zu Grunde gerichtet habe!

Gustav fühlte auf einmal das Bedürfnis, dem Manne seine ganze Verachtung zu zeigen. Der sollte sich um keinen Preis einbilden, daß er sich vor ihm fürchte. Er wußte selbst nicht, woher ihm der Uebermuth kam. Als ob der Fremde garnicht im Zimmer sei, feuerte er seinen Hutz in die Ecke und rief: „Wo ist der Vater?“

Harrassowicz betrachtete sich den jungen Menschen. „Das ist also Nummer zwei, der gewesene Unteroffizier. Gratulire, Mama Büttnerin, Sie haben einer gesunden Masse das Leben geschenkt. Solche Leute können wir brauchen.“

Die Bäuerin war auf ihren Sohn zugeschritten und machte ihm verstohlene Zeichen, daß er den Gast begrüßen solle. Als Gustav das nicht zu verstehen schien, sagte sie ihm halblaut, wer er sei.

„Wie alt sind Sie denn junger Mann — he?“ fragte Sam.

Gustav hielt es nicht der Mühe für werth, zu antworten. Jetzt erkannte die Mutter, daß mit Gustav nicht Alles in Ordnung sei. Sie glaubte, er sei angegriffen. Außerdem wußte sie, daß Gustav dem Händler nicht grün sei. Sie fürchtete das Schlimmste. In der Wuth war er unberechenbar, gerade wie der Vater.

Sie trat daher zu dem Händler und antwortete statt des Sohnes: „Siebenundzwanzig ist er, Herr Harrassowicz — ja ja, siebenundzwanzig. A strammer Kerle, nicht wahr, Herr Harrassowicz?“ Dazu lachte sie gänzlich sinnlos aus Angst. „Und du a gutter Sohn wie der is, Herr Harrassowicz!“ fuhr sie fort. Abwechselnd lächelte sie den Händler an, um ihn bei guter Laune zu erhalten, und warf dann wieder dem Sohne flehende Blicke zu, daß er nichts Unbesonnenes unternehmen möge.

Gustav hatte inzwischen an den Speisen auf dem Tische, dem kirschenden Wesen der Mutter und den verängstigten Mienen der Schwestern erkannt, wie tief sich die Seinen vor dem Fremden gebemüthigt hatten. Eine dumpfe Wuth erfaßte ihn plötzlich gegen dieses fette Gesicht. Wie der Bursche dasah, prozig und sicher, sich die guten Sachen seiner Mutter schmecken ließ! Den würde er mal auf den Trab bringen. Auf Unterhandlungen wollte er sich garnicht erst einlassen; denn mit der Junge war einem so Einer ja natürlich über. Hier konnte nur „ungebrannte Ache“ helfen.

„Ich höre, Sie sind auf dem Rittergute gewesen,“ sagte Harrassowicz, sich im Klauen nicht unterbrechend. „Um sich nach einer Kutscherstelle beim Grafen umzuthun — war denn da was?“

„Gustav! Herr Harrassowicz fragt Dich, ob's De . . . Was suchst De denn, Junge?“

„Ich suche meinen Stock, Mutter!“ sagte Gustav mit bedeutungsvollem Blicke nach dem Fremden hinüber. „Wo habe ich denn meinen Stock gleich . . . Ach, hier is 'r!“

Sam war während des Letzten rege geworden. Er hatte ein schnelles Begriffsvermögen. Gustav's Mienen- und Gebärdenpiel war auch äußerst sprechend in diesem Augenblicke. Der Händler sprang auf die Füße, riß seinen Pelz vom Ofen und suchte die Thür zu gewinnen, so schnell wie möglich. Die Mutter war dem Sohne in den Arm gefallen, der holte aus, konnte aber nicht zuschlagen, weil er sonst unfehlbar die alte Frau getroffen hätte.

So gelang es Sam, umverkehrt in's Freie zu gelangen. Die Frauen standen jetzt um Gustav und beschworen ihn, Vermuth anzunehmen. Er ließ den

Stock sinken. Seine Wuth hatte sich schnell gelegt, sowie er den Feind in seiner ganzen Erbärmlichkeit gesehen. Der Anblick dieses Männchens, wie es mit erhobenen Händen, kläglich schreiend, sich ein paar mal um sich selbst gedreht hatte, war zu drollig gewesen. Gustav brach noch nachträglich in ein unbändiges Gelächter aus. Er mußte sich die Seiten halten vor Lachen. Und ansteckend wie die Lustigkeit nun einmal wirkt, lachten die Mädchen schließlich auch mit.

Die Bäuerin humpelte hinaus, um des Händlers womöglich noch habhaft zu werden, und ihn um Verzeihung für die Muth des Sohnes zu bitten. Aber es war zu spät; der Wagen fuhr bereits in schneller Ganganart aus dem Hofe.

XV.

Kaschelernt war in die Stadt gefahren. Der Hauptzweck seiner Fahrt war, Besorgungen und Bestellungen für die Gastwirthschaft zu machen. Da er bei dieser Gelegenheit hauptsächlich mit Bierbräuern, Zigarren-, Wein- und Likörhändlern zu thun hatte, die bei Geschäftsabschlüssen gern etwas springen lassen, befand er sich bereits am frühen Nachmittage in stark angeheiteter Stimmung. Kaschelernt pflegte sich jedoch nie bis zu voller Bestimmungslosigkeit zu betrinken. Auch heute schwankte er zwar bedenklich auf seinen kurzen Beinen, und sein Rattengesicht hatte eine bläuliche Färbung angenommen, aber im Uebrigen hatte er seine fünf Sinne völlig beisammen, und vor Allem war seine Durchtriebenheit nicht im Geringsten geschwächt durch die selige Stimmung.

In solcher Laune machte er sich auf, seinem Geschäftsfreunde Sam einen Besuch abzustatten.

Herr Kaschel aus Halbenau war ein gern gesehener Gast in der Getreidehandlung von Samuel Harrassowicz. Wenn er angemeldet wurde, ließ ihn Sam stets ohne Weiteres in das kleine Hinterzimmer führen. Der Kreischamwirth pflegte meist wichtige Nachrichten vom Lande zu bringen.

Auch hier wieder bekam Kaschelernt sein Gläschen vorgefetzt. Man sprach von Diesem und Jenem. Der Kreischamwirth hatte schon vunerkerlei Interessantes ausgekratzt. In seiner Stealung als Wirth eines vielbesuchten Gasthauses erfuhr er Vieles, was Anderen verborgen blieb. Heute hatte er sich etwas Besonderes bis zuletzt aufgespart. Eine Nachricht, die, wie er mit verschmühtem Augenzwinkern sagte, sie Beide angehe: der Saländer Graf wolle dem Büttnerbauer auf die Beine helfen.

Der Händler schnellte von seinem Sitze empor. „Das wäre doch ein starkes Stüd!“

„Es is genau so, wie ich's sage!“ meinte Kaschelernt. „Der Graf will mich auszahlen. Büttnertraugott soll drinne bleiben im Gute. Su is es!“

Harrassowicz stieß eine Verwünschung aus. Dann fragte er, ob Kaschel das genau wisse; es beruhe vielleicht auf einem falschen Gerüchte. Der Gastwirth erklärte dagegen, der Graf lasse mit ihm unterhandeln, wegen Uebernahme seiner Hypothek. „Mir kann's ja schließlich recht sein,“ meinte Kaschelernt mit pffiffiger Miene. „Mir kann's schon ganz recht sein, wenn der Graf mich auszahlt; auf die Weise komme ich doch zu Gelde.“

„Sie wären auch ohnedem zu Ihrem Gelde gekommen, wenn wir das Geschäft zusammen gemacht hätten!“ rief der Händler wüthend. „Und was Schönes zu verdienen hätte ich Ihnen außerdem gegeben. Kaschel! Das wissen Sie ganz gut! Das hier ist vollständig gegen die Verabredung. Nun kommt der Bauer wieder auf die Füße. Verfluchte Ganner, die Aristokraten. Ueberall müssen sie sich einmischen. Wie kommt der Graf dazu, sich um dergleichen zu bekümmern! Verdrißt ehrlichen Leuten die Preise!“

Harrassowicz war in diesem Augenblicke ehrlich entrüstet. Er empfand die Hülfe, die der Graf leisten wollte, als ein persönliches Unrecht, als unerlaubtes Eingreifen eines Unbefugten in seine Domäne.

Kaschelernt lächelte stillvergüht und rief sich die Hände. Er freute sich an Sam's Aerger. Dann trank er sein Glas aus und meinte: „Ja, da wird's

am Ende diesmal doch nicht werden.“ Damit erhob er sich zum Gehen.

Sam blieb in ärgerlichster Stimmung zurück. Der Gedanke, daß ihm das Büttner'sche Bauerngut entgehen sollte, war äußerst schmerzlich. Er hatte im Geiste bereits über dieses Gut verfügt, als sei es sein Eigenthum. Unter Anderem waren Unterhandlungen angeknüpft wegen einer Dampfziegelei, welche er auf dem neuen Besitz anzulegen gedachte. Ferner hatte er sich überlegt, welche Stücke er abtrennen und veräußern und welche er behalten wolle. Das Hauptgeschäft aber hatte er mit dem Walde vor. Den sollte ihm die Herrschaft für theueres Geld abnehmen. Alle diese bereits eingefädelten Pläne drohten nun in Nichts zu zerfallen durch das, was er soeben von Kaschelernt erfahren hatte. Denn wenn der Graf wirklich für die Schulden des Bauern eintrat, dann wurde es nichts mit der Substation, auf die es der Händler in erster Linie abgesehen hatte. Er hatte schon eine Menge Arbeit in diese Sache gesteckt, und nun sollte alles das auf einmal verloren sein. Das war sehr ärgerlich!

Aber Sam pflegte sich niemals lange zu ärgern. Aerger kostete Zeit und „Zeit ist Geld.“ Er schätzte das Geld viel zu hoch, um es auf etwas Verlorenes zu setzen. Lieber strengte er seinen Verstand an, überlegte, ob sich hier nicht doch noch etwas machen lasse, und bald hatte er das Richtige gefunden.

Wozu war denn Edmund Schweiß da! Von der Gewandtheit und dem Schneck dieses jungen Mannes hatte er mehr als eine Probe erhalten. Edmund Schweiß war auch hierfür der richtige Mann.

Der Plan des Händlers war folgender: Der Besitzer der Herrschaft Saland war Mittmeister und stand in Berlin. Sam kannte den jungen Grafen zwar nicht persönlich, aber er wußte, daß er ein vornehmer Herr sei, der sich nicht sonderlich viel um die Gutsangelegenheiten kümmerte. Im Sommer und Herbst lebte der Graf ein paar Wochen mit seiner jungen Frau auf der Herrschaft, die übrige Zeit hielten ihn Dienst und Geselligkeit in der Reichshauptstadt fest. Mit den Einzelheiten der Landwirthschaft seines großen Besitzes konnte der junge Herr sich wohl kaum befassen; dazu waren die Beamten da. Ihm war jedenfalls die Rente die Hauptsache, und er war schon zufrieden, wenn er nur möglichst wenig Arbeit und Sorgen durch den Besitz hatte. Es war ferner anzunehmen, daß der Graf über die Verhältnisse bei den kleinen Leuten und Bauern, mit denen er grenzte, nur sehr unvollkommen unterrichtet sei. Was er etwa darüber wußte, wurde ihm jedenfalls durch seine Leute zugetragen. Ueberhaupt sah er alle Verhältnisse wahrscheinlich durch die Augen der Angestellten. Was konnte er eigentlich für ein Interesse an dem Büttnerbauer haben? Dem Grafen irgend welche Theilnahme an der Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes zuzutrauen, so naiv war Samuel Harrassowicz nicht. Er kannte die Kavaliere! Wahrscheinlich spekulierte der Graf auf den Wald des Bauerngutes, der Jagd wegen. Jedenfalls was hier irgend ein ganz realer, egoistischer Zweck im Hintergrunde, welcher diesen großen Herrn veranlaßte, dem Bauern anscheinend hilfreich unter die Arme zu greifen.

Wie nun den Grafen daran verhindern? Die Sache war äußerst brenzlich und mußte mit größter Vorsicht angefaßt werden.

Solche Aristokraten waren hochfahrend, stark von sich eingenommen, und liebten nicht, daß man sich ihnen aufdränge. Auf der anderen Seite waren sie leichtlebig und rasch in ihren Entschlüssen; ließen sich leicht bereden und fortziehen. Vor Allem aber kam es ihnen bei jedem Geschäft darauf an, daß es sich in netter, gefälliger Form darbot, daß die Etikette gewahrt wurde.

Sam besaß soviel Selbsterkenntniß, um sich zu sagen, daß, wenn er selbst nach Berlin führe, um mit dem Grafen zu verhandeln, dabei schwerlich etwas herauskommen werde. Er hielt sich zwar durchaus nicht für unsein, aber er wußte, daß Leute, wie der Graf, besonders wenn sie Offiziere sind, einen schwierigen Geschmack haben; kurz und gut, es schien ihm besser, seine Person im Hintergrunde zu halten.

Edmund Schweiß — das war ganz etwas Anderes! Das war ein „proper“ aussehender junger Mann, immer „patent“ angezogen und mit „noblen“ Manieren, überhaupt „prima“! Sam hatte immer seine geheime Freude gehabt an dem forschen Auftreten seines Günstlings. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Kommissionär auch das Wohlgefallen des Grafen schon durch seine Erscheinung gewinnen werde.

Edmund Schweiß wurde also angesetzt, nach Berlin zu reisen. Zuvor natürlich einigte man sich über die Provision, wie das unter vorsichtigen Geschäftsleuten üblich ist.

Sam vereinigte immer gern mehrere Geschäfte, wenn es sich machen ließ. Da er sich nun einmal in die Kosten gestürzt hatte, seinen Kommissionär nach Berlin zu schicken, gab er diesem gleich noch ein paar andere Aufträge mit. Man hatte Geschäftsverbindungen mit Berlin. Schweiß bekam Ordre, verschiedene Freunde von der Produktenbörse aufzusuchen und ein wenig auszufragen über dieses und jenes. Ueberhaupt hätte Sam gern etwas über die Stimmung im Kreise der Eingeweihten erfahren. Besonders für Weizen interessierte sich der Händler gegenwärtig lebhaft. Die Berliner Berichte lauteten seit etwa acht Tagen stehend: „Weizen ruhig, bei ziemlich behauptetem Preise.“ Aber Sam traute nicht. Das war wohl nur die Stille vor dem Sturm. Der Markt litt nicht unter starkem Angebot, und trotzdem kein Anziehen der Preise! Roggen litt unter Marktstellungen, Gerste war still. Wahrscheinlich dachte eine Anzahl großer Firmen, im Trüben fischen zu können; etwa die niedrigen Notierungen zu benutzen, um im Stillen Deckungen auszuführen und dann mit einem Male, wenn sie genug hatten, die Preise zu schnellen. Es wäre recht interessant gewesen, hinter die eigentlichen Absichten der maßgebenden Leute im Weizengeschäft zu kommen. Wenn man das Ziel des Wanders rechtzeitig erfuhr, konnte man sich in seinen Manipulationen darnach richten.

* * *

Edmund Schweiß reiste also nach Berlin ab. Zunächst verfuhr er sich in einem Modemagazin mit einem neuen Zylinder, rothbraunen Handschuhen und einer Kravatte von prächtiger Farbe. Er meldete sich nicht an; denn da riskierte man eine Ablehnung. Er wollte überraschen, wenn es sein müßte, über-rumpeln! Die Mittagsstunde schien ihm die beste Zeit für seinen Besuch. Er nahm eine Droschke erster Klasse, der Kutscher sollte vor der Thür auf ihn warten — man durfte nichts versäumen, was guten Eindruck machen konnte — und fuhr nach „den Zelten“, wo, wie er durch das Adreßbuch gesehen hatte, der Graf seine Wohnung hatte.

Fast gleichzeitig mit ihm fuhr ein Coupé vor. Der Diener sprang vom Vordach und öffnete den Schlag. Ein Manenoffizier stieg aus und eine Dame. Der Herr gab dem Kutscher noch Weisungen und schritt dann der Dame nach, in's Haus.

Edmund Schweiß hatte die Szene mit Neugier verfolgt und sich die Physiognomien genau eingepägt. Er trat an den Wagen heran, nahm den Hut ab und fragte den Kutscher, wer das gewesen sei. Der Kutscher nannte den Namen seiner Herrschaft.

Der Kommissionär war zufrieden, nun wußte er doch, daß der Graf zu Haus sei. Er sah sich noch einmal Wagen und Pferde an. Die Geschirre, die Livreen, bis herab auf die Vordachdecke und die Handschuhe von Kutscher und Diener, Alles vom Besen, geschmackvoll und gebiegen.

Edmund Schweiß ließ ein paar Minuten verstreichen, während der er auf dem Trottoir auf und ab ging, und begab sich dann in's Haus. Ein Kammerdiener öffnete auf sein Klingeln. Der Kommissionär hatte eine gleichgültig überlegene Miene vorbereitet, von der er annahm, sie müsse auf einen Bediensteten Eindruck machen. Der Diener, ein großer bartloser Graukopf, mit der gemessenen Haltung eines Lords, warf einen einzigen prüfenden Blick auf den Fremden und erklärte darauf, der Herr Graf seien nicht zu Haus. Damit wollte er die Thür schließen, aber der Kommissionär, fix im Auffassen, wie im Handeln, hatte sich zwischen Thür und Angel gestellt, so daß

Jener nicht zumachen konnte. „Sagen Sie dem Herrn Grafen,“ rief er mit einer Stimme, die berechnet war, auch in den Zimmern gehört zu werden, „ich hätte dem Herrn Grafen wichtige Nachrichten von der Herrschaft Saland zu bringen. Hier ist meine Karte.“

Der Kammerdiener las die Karte, betrachtete sich den Mann noch einmal, suchte die Achseln und verschwand darauf.

Nachdem man den Agenten eine geraume Zeit hatte warten lassen, erschien der alte Diener wieder. Sein Benehmen hatte an Geringschätzung zugenommen. Die Herrschaften wären jetzt beim Luncheon, erklärte er, der Graf ließe dem Herrn aber sagen, wenn er mit ihm sprechen wolle, möchte er in einiger Zeit wiederkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte eines Industriebezirks.

Von A. Winter.

Die Geschichte der Industrie und ihrer Wirkungen auf Land und Leute läßt sich bei solchen Industriezweigen am leichtesten verfolgen und am deutlichsten erkennen, die an bestimmte Verhältnisse gebunden sind. Zu diesen Industriezweigen gehört namentlich die Montanindustrie, der Bergbau und Hüttenbetrieb, die besonders früher, aber auch heute noch trotz Schifffahrt und Eisenbahnen nur da emporsicheln kann, wo sich die für diese Industrie nöthigen Rohmaterialien, Kohlen und Erze, in hinreichender Menge finden. Montanindustrie-Gegenden sind im Unterschied von Gegenden mit anderen Industrien auch dadurch interessant, daß sie meist eine umfangreichere Geschichte haben als diese. Der Bergbau Deutschlands hat es stellen- und zeitweise im frühen Mittelalter sowohl als auch in den späteren Jahrhunderten zu gewissen Blüthenperioden gebracht, ist aber erst in der neuesten Zeit, im Zeitalter der Maschinen, zu großartiger Bedeutung gelangt.

So hat auch der ober-schlesische Industriebezirk, jene so lange verachtete und doch so ungeheuer werthvolle Ecke im äußersten Südosten des Reiches, an der Grenze dreier Kaiserreiche, seine Geschichte. Gerade in diesen Jahren wird die Aufmerksamkeit des Beobachters dieses Bezirks auf dessen Geschichte gelenkt, da der ungeahnte, rapide Aufschwung, den er nimmt, unwillkürlich zu Vergleichen zwischen dem Jetzt und dem Ehemals dieser Gegend anreizt. Gerade in diesen Tagen treten einige Veränderungen in die Erscheinung, die nichts weiter sind als Folgen eines Emporsichens der Industrie, an das Niemand früher denken konnte. So hat es die Entwicklung des Industriebezirks bewirkt, daß der Verwaltungsapparat der Regierung in Oppeln für Oberschlesien nicht mehr genügt und ein neuer Regierungsbezirk gebildet werden muß, daß ferner die bisherige Gewerbeaufsicht, obwohl sie erst im vorigen Jahre durch Einrichtung einer neuen Inspektion verbessert wurde, nicht mehr ausreicht und in diesem Jahre schon wieder eine neue Inspektion eingerichtet werden muß, und daß der alte Kreis Beuthen, der mit dem Industriebezirk so ziemlich identisch ist, nunmehr in sechs Kreise zerlegt worden ist. Der zuletzt gebildete Kreis ist zudem ein Stadtkreis, bestehend aus einer Stadt, die erst neunundzwanzig Jahre alt ist, aber schon mehr als fünfzigtausend Einwohner umfaßt und so die größte Stadt Oberschlesiens ist.

Aber die Montanindustrie selbst hat sich nicht eher zu ihrer heutigen Bedeutung emporarbeiten können, bevor nicht auch in den übrigen Produktionsgebieten der Uebergang von Handwerk und Manufaktur zum Fabrikbetrieb begann und sich vollzog. Insbesondere der Kohlenbergbau ist viel jünger als der Erzbergbau, da man eher die Metalle als die Steinkohlen brauchte oder zu gebrauchen verstand. Auch in der ober-schlesischen Montanindustrie hat der Erzbergbau eine weit ältere Geschichte als der Kohlenbergbau. Berichte von jenen besitzen wir schon aus dem dreizehnten Jahrhundert, und höchstwahrscheinlich betreffen diese Berichte nicht einmal die ersten Anfänge des Bergbaues; der ober-schlesische Kohlenbergbau dagegen datirt erst ziemlich genau seit der Mitte des vorigen Jahr-

hundreds, größere Bedeutung gewann er aber erst mit dem Aufkommen der Hüttenindustrie und der Verwendung der „Feuermaschinen“ in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

In geologischer Beziehung ist das Tarnowiger Plateau, auf dem schon in frühester Zeit Bergbau betrieben wurde, mineralreich wie selten ein Fleck der Erde. Auf der Oberfläche und in geringer Tiefe liegen Eisenerze, darunter Zink- und Bleierze, unten vorzügliche Steinkohlen, die mit den besten englischen wetteifern. Der Reichthum des Bodens an Steinkohlen beschränkt sich aber nicht bloß auf den ober-schlesischen Industriebezirk im engeren Sinne dieses Wortes; das sogenannte ober-schlesische Kohlenbecken, das reichste Deutschlands, erstreckt sich ostwärts nach Rußland (das Dombrowaer Neuvier mit dem bedeutenden Industriort und Bahnhofsstation Solnowice) und nach Galizien (Hauptort Jaworzow), südwärts nach der Südspitze des Ratiborer Kreises (das Kultschiner Becken) und nach Oesterreichisch-Schlesien und Mähren (Hauptorte Ostrau und Witkowitz). Nach fachmännischer Schätzung sind in ihm bis zu einer Tiefe von 600 Metern 50 000 Millionen Tonnen Kohlen vorhanden; in größerer Tiefe, aus der zu fördern sich jedoch bei dem heutigen Stande der Technik nicht lohnt, noch weitere 200 000 Millionen Tonnen. Der Abbau ist bequem und billig, da die Flöze sehr mächtig sind; Flöze unter 2 Metern Stärke gelten als nicht abbaubar, 4—6 Meter beträgt die Durchschnittstärke der Flöze. Es kommen aber auch Lager von 12—15, ja, an einer Stelle im russischen Theile des Beckens von 19 Metern reiner Kohle vor. Die beste Gegend für den Abbau ist ein Streifen von Zabrze über Kattowitz bis nach Siesle in Rußland.

Nächst dem Reichthum an Steinkohlen ist das Vorkommen von Zinkerzen für Oberschlesien von der größten Bedeutung. Oberschlesien ist das wichtigste Zinkproduktionsgebiet der Erde; noch vor kurzem lieferte es 40 Prozent der gesammten Zinkerzeugung der Welt. Blei und Silber kommen in geringeren Mengen vor, aber der ober-schlesische Blei- und Silberbergbau verdient deshalb ein gewisses Interesse, weil der Staat, der preussische Bergfiskus, der Hauptproduzent ist, dem die 2 $\frac{1}{2}$ Quadratmeilen große Friedrichsgrube bei Tarnowitz gehört, und weil gerade die Errichtung der Friedrichshütte am Ende des vorigen Jahrhunderts einen wichtigen Anstoß zur Erweiterung des gesammten ober-schlesischen Bergbaues gab.

Naturgemäß war es das Silber, das hier wie auch sonst zuerst gesucht wurde; mit ihm zusammen das Blei. Auf Blei und Silber scheint sich der ober-schlesische Bergbau des dreizehnten Jahrhunderts beschränkt zu haben. Die Bingenzüge dieses alten, von deutschen Bergleuten betriebenen Bergbaues sind noch heute nicht ganz verschwunden. Lange mag das Silbersuchen nicht gedauert haben, wenigstens besitzen wir aus dieser Zeit nur wenige Nachrichten über den Fortgang des Bergbaues.

Erst „die Funde auf den Bergen“ im fünfzehnten Jahrhundert haben wieder zu neuen Arbeiten angeregt; Berge bei dem heutigen Tarnowitz, das damals aus den nach den Funden schnell entstandenen Kolonien gegründet wurde, waren gemeint. Tarnowitz wurde der Mittelpunkt des Bergbaues und blieb es bis in unser Jahrhundert hinein — noch heute ist Tarnowitz der Sitz der ober-schlesischen Knappschaft; im Verhältnis zu den übrigen Hauptorten des Industriegebietes ist es in diesem Jahrhundert sehr zurückgeblieben, eine ganze Anzahl junger Dörfer sind doppelt so groß und größer, als die alte Stadt Tarnowitz. — Im nächsten Jahrhundert (1562) wurde Tarnowitz eine „freie Bergstadt“, es erhielt ein Bergamt; die alte Bergordnung für Oberschlesien ist die Tarnowiger vom Jahre 1528. Damals waren sämmtliche Bürger dieser Stadt Bergleute oder Gewerken. Die oberen und auch die unteren Bergbeamten waren Deutsche, meist aus Sachsen; die Arbeiter waren Polen. Und wenn noch heute die deutschen Grubenbeamten die „polnischen H.“ verfluchen, so ahmen sie damit nur das Beispiel ihrer Vorfahren nach, die ebenfalls das „Bergwerksgesindelein“, die „groben, polnischen Leute, umgezogen,

muthwillig und ganz widerwärtig" recht übel behandelt zu haben scheinen. Wie wenig damals die Bergbautechnik entwickelt war, zeigt die Thatsache, daß die Schächte höchstens 40 Meter tief, daß die Grubenfelder winzig klein waren (36 × 36 Meter oder 18 × 18 Lachter) und daß es deshalb zwar ungeheuer viel Schächte gab, diese aber im Verhältnis zu den jetzigen Gruben die reinsten Zwergbetriebe waren. So wurden im Zeitraum von 1529 bis 1627 um Tarnowitz herum über 7500 "Schächte" angelegt, "Waschungen" gab es in derselben Zeit 59, "Kohlstätten" 24, sechs Hütten und nur einen Stollen.

Mit den Abgaben der Gewerker war es nicht schlimm. Das änderte sich indes mit der Einwanderung des Geschlechtes der Grafen Hencel von Donnersmarkt.

Diese Familie, die sich 1701 in eine evangelische und eine katholische Linie gespalten hat, stammt aus der Gips, aus dem ungarischen Städtchen Donnersmarkt. "Für beträchtliche Darlehen" hatte der Markgraf Georg von Brandenburg im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Herrschaft Beuthen an Lazarus Hencel von Donnersmarkt verpfändet. An dessen Sohn wurde sie 1629 sogar verkauft. Jetzt kam die Familie schnell in die Höhe, sie war zehntenfrei, wenigstens bezahlte sie keine Abgaben und war dadurch vor ihren Konkurrenten sehr im Vortheil. Im Gebiet der Herrschaft Beuthen aber war sie sehr streng gegen die Bergleute, gestattete ihnen das Schürfen überhaupt nicht und erhob wohl auch schon Abgaben, zu denen sie garnicht berechtigt war.* Dadurch und vielleicht ebenso sehr durch die schlesischen Kriege ging es mit dem Bergbau bergab, sodaß es in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schwer wurde, ihn wieder zu beleben. Da Privatleute wegen der Ansprüche der Hencel sich auf Bergbau überhaupt nicht einlassen wollten, mußte der Fiskus den Anfang machen.

Die Produktionszahlen aus dem vorigen Jahrhundert sind natürlich noch recht niedrig. Der erste Hochofen, selbstverständlich ein Holzkohlen-Hochofen, wurde 1718 erbaut, 1750 gab es deren 14; zu dieser letzteren Zeit betrug die jährliche Produktion etwa 25000 Zentner Roheisen und 32000 Zentner Stabeisen. Merkwürdiger Weise besitzt Oberschlesien heute noch Holzkohlen-Hochofen, drei, von denen 1896 allerdings nur noch einer im Betriebe war. Sie liegen in der waldbreichen Gegend nördlich vom Industriebezirk, in den Kreisen Lublitz und Rosenberg; zwei gehören dem Rittergutsbesitzer Gallinet auf Krzarnowitz, einer dem Prinzen zu Hohenlohe-Jungesingen auf Koschentin.

Um die Salmeiproduktion machte sich ein Breslauer Großkaufmann verdient, Georg von Giesche, dessen Name in der großen und reichen Bergwerksgesellschaft G. von Giesche's Erben weiter lebt. Er erhielt 1704 ein Privilegium zur Salmeigewinnung auf 20 Jahre; ihm und seinen Erben wurde es bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein erneuert.

Von dem Werthe der Steinkohle wußte man noch nichts, nicht viel von Steinkohlen überhaupt. Erst 1750 beginnt eine reguläre Förderung dieses wunderbaren Minerals, und zwar bei Nuda, wo damals wie heute die bekannte Familie von Ballestrem regierte. Sofort witterte die preussische Regierung mit ihrem hierin sehr feinen Instinkt in der Kohलगewinnung eine ergiebige Steuerquelle. Die Breslauer Kriegs- und Domänenkammer setzte eine Kommission ein, die die Frage prüfte und versuchte, unternehmungslustige Leute zum Kohlenbergbau zu reizen. Sie hatte indes vor der Hand kein Glück; die Abgaben waren zu hoch, und insbesondere die Familie der Hencel, auf deren Gebiet es vor Allem ankam, machte unendliche Schwierigkeiten.

(Schluß folgt.)

* Im vorigen Jahre wurde ein Prozeß der katholischen Linie der Grafen Hencel von Donnersmarkt gegen den Bergfiskus nach neunjähriger Dauer beendet, durch den diese Familie das Privatbergregal für eine ihrer "Herrschaften" (Beuthen-Simianowitz) erkämpfen wollte. Ihre Ansprüche wurden zurückgewiesen. Das Streitobjekt wurde auf über 46 Millionen Mark geschätzt.

Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

XV.

Die neuere Zeit der Erde und das Auftreten des Menschengeschlechts.

Seine meistens fremde Welt war es, welcher wir auf unserer letzten Wanderung begegneten, und nur selten trafen wir auf anheimelnde Gestalten und bekannte Formen.

Ganz erheblich ändert sich dieses aber mit der den älteren, bisher besprochenen Ablagerungen auflagernden Braunkohlenperiode, der Molasse oder Tertiärformation.

Auch diese Schichten repräsentiren allerdings noch verschiedene Weltalter, und die Geologie gliedert sie daher in Unterabtheilungen und zwar das Eozän (Morgenroth der neuen Welt) mit der Nummuliten- und Fluschkformation* Südeuropas, Oligocän mit der älteren Molasse und der norddeutschen Braunkohlenformation, Miocän oder die mittlere Molasse, und dann dem jüngsten Tertiär, dem Pliocän, dessen Ablagerungen sich vorzüglich durch die zunehmende Menge noch heute lebender Thier- und Pflanzenformen auszeichnen.

Schwer ist jedoch eine genaue Abgrenzung der verschiedenen Ablagerungen, denn da schon seit Ende der Kreidezeit langsam klimatische Unterschiede sich fühlbar machten, welche in älteren Zeiten ja noch völlig fehlten, so müssen die verschiedenartigsten Formen in den verschiedenen Gegenden unseres Erdballs gleichzeitig existirt haben, wodurch sich die Frage nach dem höheren oder geringeren Alter äußerst schwierig gestaltet.

So viel steht jedoch fest, daß zur älteren und mittleren Tertiärzeit in mitteleuropäischen Breiten bis weit nach Norden hinauf noch ein Klima herrschte, das dem unserer heißen Länder ähnlich war.

Wegen der Schwierigkeit, die Altersfolge der einzelnen Tertiärablagerungen sowie die ihrer organischen Einschlüsse genau zu sondern, da letztere allgemein ineinander übergreifen, welche detaillirte Sondernung der zur Verfügung stehende knappe Raum verbietet, ist hier geboten, die Flora und Fauna nur in großen Zügen zu schildern, den Gesamteindruck dieser Urwelt wiederzugeben.

Nachdem bereits in der Kreidezeit einzelne Nadelhölzer erschienen, ähnlich denjenigen, welche der Laie gemeinhin lediglich als Nadelhölzer betrachtet, also die Abietinen, zu denen die verschiedenen Arten der Kiefern, Cedern, Fichten, Tannen und Lärchen gehören, treten diese Formen in der Tertiärzeit außerordentlich reich an Arten auf, wogegen die Araucarienform, welche in den älteren Zeiten so sehr dominierte, bedeutend zurücktrat.**

Von der dieser sehr nahe stehenden Form der Sequoien, zu denen u. A. die kalifornische Riesenfichte oder der Mammothbaum gehört, sind aus der jüngsten Kreide- und der Tertiärzeit in Europa noch siebzig Arten bekannt, während diese Familie heute in Europa völlig ausgestorben ist, gleich vielen anderen Nadelhölzern, welche sich ebenfalls meistens nur noch in Nordamerika finden.

Außerst wichtig sind diese Nadelhölzer für die Descendenzlehre geworden, d. h. für diejenige in Fachkreisen allgemein anerkannte Lehre, nach welcher eine Thier- oder Pflanzenart, konform den sich ändernden Verhältnissen, sich langsam aus einer anderen entwickelt, derart, daß aus der einfachen Amöbe und Zelle, allmählig von Generation zu Generation sich langsam ändernd, meistens vervollkommnend, schließlich komplizirte und hochstehende Thier- und Pflanzenformen hervorgingen.

Darwins Verdienst ist es, die verwickelten Verhältnisse dieses Entwicklungsganges geklärt und die

* Nummulitenformation, im Kalkstein fast nur aus den Gehäusen von Wurzelfüßern mit platter, münzenartiger Gestalt gebildet, aus welchem Gestein im Wesentlichen die ägyptischen Pyramiden erbaut sind. Fluschk, eine im Süden weit verbreitete Ablagerung, durchsetzt von Schilfabdrücken und Resten von Seetang.

** Lebend finden sich nur noch sechs Arten Araucarien.

Ursachen ergründet zu haben, welche den Verdesprozeß bedingen; die Descendenz- oder Entwicklungslehre selbst, nach der also die heute lebenden Organismen ausnahmslos die direkten Nachkommen der Lebewesen der Vorzeit bezw. der ältesten Formen sind, aber ist erheblich älter als Darwin und haben schon Gelehrte des klassischen Alterthums diese Anschauung vertreten, ohne sie jedoch begründen zu können. Für die exakte Formulirung und den Ausbau dieser Lehre haben in erster Linie Lamarck und dann auch Goethe, in neuester Zeit Haeckel hervorragendes geleistet. — Die Wichtigkeit der Nadelhölzer für die Abstammungslehre möge nun demonstrieren, daß z. B. von der Gattung Kiefer es ursprünglich nur eine Art gab, welche die Geologen Pinus Palaeo-Strobus benannten.

Von dieser Urart lassen sich nun in zwei Hauptreihen, eine Art immer in die andere übergehend, sämtliche tertiären und noch heute lebenden Arten der Kiefern ableiten.

Allerdings ist eine derartige direkte Ableitung von alten Formen auch bei verschiedenen anderen Baumarten und auch Thieren geglückt, aber bei der Kiefer tritt dieser Verdesprozeß derart unverhüllt zu Tage, daß dadurch die Richtigkeit der Descendenzlehre unzweifelhaft erwiesen wird.

In der älteren und mittleren Tertiärzeit herrschte, wie bereits erwähnt, bis weit über den Polarkreis hinaus noch ein heißes Klima, mit dementsprechender Flora und Fauna.

In dem heutigen Deutschland grüntem Palmen, Pandanus, Bambus und tausenderlei andere Formen heißer Zonen, bis auf wenige Ausnahmen jedoch Gattungen und Arten angehörend, welche heute nicht mehr leben; sogar in Spitzbergen und auf Grönland fand man prächtig erhaltene versteinerte Nester von Palmen und Baumfarren.

In den Wäldern jener Zeiten tummelte sich eine reiche Thierwelt, zum Theil von noch fremdartiger, vielfach jedoch auch noch jetzt lebenden Arten ähnlicher Gestalt.

Mächtige Elephanten, der Bizenahn oder das Mastodon, von denen verschiedene Arten bekannt sind, darunter solche mit vier Stoßzähnen, zwei großen im Oberkiefer, zwei kleine im Unterkiefer, das elephantenartige Dinotherium mit nach unten und hinten gekrümmten Stoßzähnen, Nashörner und Nilpferde, eine völlig ausgestorbene Form, das Leptiodon, halb Schwein, halb Flußpferd, belebten die Wälder und Moräste jener Zeiten.

Einige Straffenarten, zwei Gattungen angehörend, sowie in den älteren Tertiärzeiten zwei ausgestorbene Thierformen, das tapirartige Palaeotherium mit kurzem Rüssel und drei Zehen, aus dem durch eine ganze Reihe von Zwischenstufen durch allmähliges Verschwinden der Seitenzehen und stärkeren Ausbildung der mittleren Zehe schließlich die Einhufer, die Arten der Gattung Equus (Pferd, Esel, Zebra ufm.) hervorgingen, wie genau nachgewiesen ward, sowie eine Thierart Anoplotherium, gedrungene, langgeschwänzte Thiere mit plumpem Kopf, welche als die Stammform der Wiederkäuer zu betrachten sind, von welcher verschiedene Spezies von der Größe eines Hasen bis zu der eines Esels sich fanden, waren vorzüglich charakteristisch. Auf diese Anoplotherien folgen lamaartige Thiere, der hirschartige, geweihe lose Kipphodon oder Degenzahn, halb Wiederkäuer, halb Schwein, schließlich echte Lamas, Hirsche, Rindarten und Schafe.

In Nordamerika lebten höchst wunderbare Geschöpfe, zu denen es heute auf der Erde an Seitenstücken fehlt.

Es waren dieses Thiere von der Lebensweise und annähernden Form der Tapire (die Gattungen Coryphodon und Dinoceras). Die nahe verwandten Brontotherien derselben Gegenden waren ebenfalls tapirartige Geschöpfe, welche an Gestalt ungefähr einem elephanten großen Nashorn glichen.

Die schon erwähnten Dinoceren oder Schredhörner waren meistens Thiere von der Größe der Elephanten mit massigen, aber kurzen Beinen, plumpem, mit starken Hörnern bewehrtem Kopfe und, nach der Schädelform zu urtheilen, rüßelförmig verlängerter Nase.

Daß bei einer solchen reichen Thierwelt auch die Raubthiere nicht fehlten, ist selbstverständlich.

Bärenartige Insektenfresser, wie das Synoplotherium, weisen mit Sicherheit auf eine reiche Insektenwelt und Termiten hin.

Die ältesten Raubfänger waren Sohlengänger,

ähnliche Affen, u. A. der Dryopithecus fontani und Hylobates antiquus, welche weit über die heute lebenden Menschenaffen, Gibbon, Orang, Schimpanse und Gorilla sich erhoben, deren mehrfach aufgefundenen Zähne so außerordentlich Menschenzähnen gleichen, daß selbst gewiegte Forscher sie anfänglich für solche hielten.

geschlechts als auch praktisch gelöst betrachtet werden.

Der Mensch stammt darnach thatsächlich vom Affengeschlecht ab und haben sich Urformen des anfänglich wahrscheinlich noch der Sprache entbehrenden Menschen im Laufe der Zeit in den warmen Wäldern



Floßfahrt. Nach dem Gemälde von A. Knab.

bärenartige Geschöpfe, später treten auch Hyänen und Stagen in den verschiedensten, oft riesigsten Gestalten auf, von denen wir hier nur den in südamerikanischen Ablagerungen gefundenen Dolchzahn (Machairodus) erwähnen wollen, dessen obere Eckzähne über Handlang hervortraten, den ganzen Oberkiefer in einen Doppeldolch verwandelnd.

Von den höchsten Säugethieren, Fledermäusen und Affen gab es eine ganze Reihe; es lebten in Mittel-europas Tertiärwäldern verschiedene große, menschen-

Da nun vor etwa zwei Jahren in den Ablagerungen des Tertiärs von Trinil auf Java auch Reste eines Wundergeschöpfes gefunden wurden, welches noch höher als diese erwähnten Affen des Tertiärs steht und thatsächlich halb Mensch, halb Affe ist, daher es auch den wissenschaftlichen Namen Pithekanthropus erectus, der aufgerichtete, d. h. aufrechtgehende, Affenmensch erhielt, so kam die, wenn auch theoretisch längst gelöste, so doch viel-umstrittene Frage nach dem Ursprunge des Menschen-

der Braunkohlzeit durch langsame, generationsweise Vervollkommnung allmählig aus den hochstehenden Formen der tertiären Affen heraus entwickelt. Also bereits in der Tertiärzeit betrat der Mensch den Erdball!

Mit den endlosen Abhandlungen, welche grübelnde Theologen in geistreich sein sollender Manier schufen, nach denen die verschiedenen Völker der Erde als Nachkommen Adams, in zweiter Linie der Söhne des Noah, Sem, Ham und Japhet, zu betrachten, welche

lehre sogar leider obligatorisch in den Lehrplan der Schulen eingereicht worden, ist es daher nichts, und man hat mit diesen Geistesprodukten lediglich leeres Stroh gebroschen.

Außer den besprochenen Säugethieren lebten zur Tertiärzeit auch schon viele Vögel, ähnlich denen unserer Tage, ebenso Reptile, von denen, mit Ausnahme der erwähnten Pleiosauren aus den Tertiärzeiten Chiles, nur noch den heutigen nahestehende Formen sich finden; die barocken Drachengestalten der alten Zeiten sind verschwunden.

Erwähnenswerth sind noch die zahllosen Insekten der Braunkohlenwälder, welche, den Insekten unserer Tage nahestehend, prachtvoll im Harz verschiedener Nadelbäume des Tertiärs, dem geschätzten Bernstein, kontervirt, so wundervoll erhalten überliefert sind, wie kein anderes Geschöpf der früheren Weltperioden.

Das Wasser beherbergte ebenfalls ein reiches Thier- und Pflanzenleben, zum Theil sehr ähnlich dem der Jetztwelt. Erheblich abweichend waren nur einige Walthiere und gewaltige Haifische; die kleineren Fische, sowie die niederen Thiere des Meeres: Krebse, Schnecken, Muscheln usw. sind sehr häufig schon mit den noch heute lebenden identisch.

Die fortwährende Abkühlung des Erdbörpers, in erster Linie aber wohl die Verkleinerung des Sonnendurchmessers durch Verdichtung infolge der Ausstrahlung in den Weltraum, sowie vermuthlich die langsame Bildung eines Dunstschleiers um den Sonnenball durch Erkalten, das Licht abschwächende, metallische Dämpfe, riesen während der Tertiärzeit, vorzugsweise während der letzteren Hälfte derselben, ein allgemeines Sinken der Temperatur hervor. Die exotische Pflanzenwelt der Polargebiete zog sich mehr und mehr nach niederen Breiten zurück, im höchsten Norden (über die antarktischen Gebiete ist noch nichts von Bedeutung bekannt) treten Formen gemäßigter Zonen und zum ersten Male Bäume mit fallendem Laube auf, welche ebenfalls langsam südwärts rückten und schließlich von der sich mit zunehmender Erkalting endlich bildenden und dauernd vergrößernden Polareislappe gänzlich verdrängt und vernichtet wurden.

Weiter und weiter drangen rauhe Eiste vor, sogar bis zu ehemals und auch jetzt wieder heißen oder doch eisfreien Ländern; so fand Agassiz in Brasilien und Chaper in Westafrika unzweifelhaft Gletscherspuren und stehen die bekannten Cedern des Libanon auf alten Moränen, d. h. Wällen von Fels-trümmern, wie sie lediglich Gletscherströme aufstürmten.

Auf der ganzen Erde herrschte nun eine Kälteperiode, die Eiszeit, welche in den heißen Ländern allerdings wohl nur die Gebirge in Mitleidenschaft zog. Sogar in den Polargebieten war die allgemeine Vereisung weit erheblicher als zur Jetztzeit, wie dieses Nansen auf seiner letzten Polarexpedition unzweifelhaft feststellte.

Es kann aus diesen verschiedenen Gründen die den ganzen Erdball seinerzeit in Mitleidenschaft ziehende Eiszeit auch nicht, wie bis jetzt meistens angenommen, tellurischen, d. h. irdischen Ursprungs,

sein, sondern kann sie einzig und allein aus dem Weltraum stammen, und zwar durch Aenderungen der Sonnenenergie hervorgerufen sein.

Wahrscheinlich spielte ein das Licht schwächender Dunstschleier des Sonnenballes eine Hauptrolle, nach dessen Wiederauflösung durch Verdichtung und Uebergang in den glühendflüssigen Zustand das Licht des dadurch verkleinerten Sonnenballes auf's Neue siegreich hervorbrach und eine Wiedererwärmung hervorrief, welche bis heute anhält. Es würde zu weit führen, hier noch näher auf die Frage nach den Ursachen der Eiszeit einzugehen, über welche in Fachkreisen noch verschiedene Meinungen herrschen.

Während dieser Eiszeit sandten sämmtliche Gebirge gewaltige Gletscher thalabwärts, von denen sich in den verschiedensten Gegenden, auch in Deutschland, deutliche Spuren, d. h. Gletscherschliffe, Niefenköpfe und Wanderblöcke finden.

Das Klima der gemäßigten Zonen war rau und ähnelte dem der Polargebiete. Dem entsprach auch die Thier- und Pflanzenwelt.

Wälder von Kiefern, Krummholzkiefern, Weiden und Birken bedeckten die eisfreien Stellen des jetzigen Deutschland. Gewaltige Elephanten, anfänglich sogar noch vor dem Ende der Eiszeit aussterbende Mastodonten, dann das gewaltige, pelzbedeckte Mammuth bevölkerten das ebene Land, begleitet von ebenfalls wollhaarigen Nashörnern. Mehrfach fand man in Nordibirien in Eis eingefrorene, völlig konservirte Leichen vom Mammuth und auch Nashorn, wodurch Haut und Haar dieser Thiere genau bekannt wurden.

Außer diesen Elephanten lebten vereint mit Lemming, Vielfraß und Pfeifhasen gewaltige Rinderarten, der Auerochse, Wisent und der kleine Moschusochse, welche alle drei auch noch nach der Eiszeit sich erhielten, sowie der Niefenhirsch mit mächtigem Geweih, dessen Spitzen 13—14 Fuß voneinander entfernt waren.

Das Pferd, welches, wie verschiedene Funde beweisen, die Hauptnahrung der Menschen der Eiszeit bildete, fand sich in Heerden von vielen Tausenden verbreitet.

Der Knochenbau dieses quartären (der vierten Weltperiode angehörenden) Pferdes wich noch in Einzelheiten von dem des heute lebenden Pferdes ab; dennoch aber sind die Unterschiede nur gering, und das Pferd jener Zeiten ist unzweifelhaft die Stammform des jetzt lebenden.

Höchst bemerkenswerth ist der Fund von Hunderttausenden von Skeletten dieses Pferdes zu Solutret bei Lyon. Die Knochen, vorzugsweise die der Beine, sind fast ausnahmslos zerbrochen und von Feuer und Rauch geschwärzt, welche Erscheinung nur auf menschliche Thätigkeit zurückzuführen ist.

Hart neben diesem Niefengrabe befindet sich ein zweihundert Fuß hoher, steiler Felsen, der jedoch von einer Seite auf sanft geneigter Fläche leicht erstiegen werden kann.

Diesen Felsen haben offenbar Jahrtausende hindurch die noch mangelhaft bewaffneten Menschen

der Eiszeit als Falle benutzt, indem sie große Kessel treiben veranstalteten und das geängstigte Wild, vorzugsweise Pferde, auf den Felsen trieben, von dem die flüchtenden Thiere alsdann in den Abgrund stürzten, eine willkommene Beute für die Hungerigen. Nur auf diese Weise erklärt sich, und zwar ungezwungen, das Vorkommen der rauchgeschwärzten, zersplitterten, gewaltigen Knochenhaufen.

Bei einer solch reichen Welt von Pflanzenfressern fehlten natürlich auch die Raubthiere nicht.

Der gewaltige Höhlenlöwe und der furchtbare Höhlenbär sorgten im Verein mit verschiedenen Hyänen und marterartigen Thieren für die nöthige Beringerung der sich stark vermehrenden Pflanzenfresser.

Eine Welt höchst sonderbarer Gestalten, welche, nach der vorzüglichen Erhaltung der Reste zu beurtheilen, etwa gleichzeitig mit den nordischen Geschöpfen der Eiszeit lebte, fand sich im Pampaethone Südamerikas.

Es sind dieses äußerst plumpe Geschöpfe, den heute lebenden Faultieren nahestehend, deren größtes, das Megatherium, etwa die Länge eines Elephanten erreichte, dann auch noch gepanzerte Thiere, ähnlich dem Gürteltiere, die Gattung Glyptodon, dessen eisenharte Niefenpanzer häufig noch so vorzüglich erhalten sind, daß die Eingeborenen sie als Hütten verwerthen.

Höchst auffällig ist nun das scheinbar plötzliche und gleichzeitige Aussterben einer ganzen Reihe dieser Thiere der Eiszeit. — Im Norden verschwanden von den größeren Thieren Mammuth, Nashorn und Niefenhirsch und es hielten sich nur Pferde und Rinder, die Thiere der Pampas gingen vollständig zu Grunde.

Auf welche Ursachen dieses plötzliche Verschwinden großer Thiergeschlechter zurückzuführen, ist zur Zeit noch nicht genau ermittelt, doch ist als wahrscheinlich zu betrachten, daß gewaltige Erdrerschütterungen und Ueberfluthungen, welche das Schmelzen der Niefeneismassen bei Beendigung der Eiszeit unzweifelhaft begleiteten, sowie durch die nahezu plötzliche allgemeine Temperaturerhöhung hervorgerufene Seuchen eine hervorragende Rolle spielten.

Nach Beendigung dieser Kälteperiode der Erde nahmen nun die Verhältnisse im Wesentlichen ihre heutige Gestalt an; aber wie alles Seiende ununterbrochen Veränderungen unterworfen ist, so zeigt auch die Jetztwelt keine Ruhe, und seit der Herrschaft des Menschengeschlechts hat auch die Erdoberfläche und die sie bewohnende Lebewelt schon vielfach ihre Physiognomie verändert und wird sie auch später noch ferner verändern.

Was nun die Zukunft bringen wird, auch darüber kann die Wissenschaft einigen Aufschluß geben, wenigstens in großen Zügen.

Es würde jedoch nicht in den Rahmen der hiermit schließenden Wanderungen passen, wenn wir näher darauf eingehen würden, und daher muß die Frage nach zukünftigen Dingen für heute auf sich beruhen bleiben.

Großmutter'söhnchen.

(Schluß.)

Erzählung von Hans P. Lunde. Aus dem Norwegischen von E. Branfetter.

Als Anders an einem regnerischen Herbsttage nach Hause kam, wurde er so verlegen über den Anblick Ingeborg's, die am Tisch saß und nähte, daß er über die Thürschwelle stolperte. „Tritt näher, Anders,“ sagte sie mit spöttischem Lächeln. „Du brauchst Dich nicht zu fürchten, diesmal werde ich Dir nichts zu Leide thun — wie das letzte Mal.“

„Aus dem einfachen Grunde,“ erwiderte er mit bitterem Lächeln und trat heran, „weil Du diesmal Niemand hast, der Dir hilft.“

„Na — so, Du glaubst, es sei deshalb,“ sagte Ingeborg kalt, die plötzlich eine trogige Miene annahm und mit den Zähnen einen Faden abriß.

Er kam sich so häßlich, so ungeschickt und schafsdumm vor, während er sich stumm an den Ofen setzte und den Rücken der Kiste zu streicheln begann.

Als er noch immer schwieg, warf sie gleichgültig hin:

„Wie geht's Dir sonst, Anders?“

„Na — a, ganz gut!“

„Ganz gut — ist wenig. Aber wirst Du denn nicht bald was Anderes anfangen? So ein großer Mensch kann doch nicht ewig als Hirte herumlungern, meine ich.“

„Jemand muß es doch sein. Die Alten können mich nicht entbehren.“

Ein neckisches Lächeln flog über ihr rundes Gesicht, das frisch von Farbe war, wie ein reifer Sommerapfel.

„Und Du kannst Deine Großmutter nicht entbehren! Wenn ich an Deiner Stelle wäre — hu! ich käme um vor Langeweile — solch' eine Einöde!“

„Na, na, Ingeborg,“ sagte Maren von der Küche

her, „Du willst ihm wohl noch mehr Schnecken in den Kopf setzen? Warum sollte Anders wohl fort? Er verdient jetzt ja mehr, als er bei einem Bauer bekommen kann, nachdem er sich eine Büchse und Fischergeräth gekauft hat. Und dann wird es ja auch für nichts Unehrlustiges angesehen, wenn Einer zeitweise den Hirten macht.“

„Es war ja auch nur Scherz von mir,“ sagte Ingeborg halb entschuldigend.

Anders nahm seine Büchse und ging hinaus. Lange trieb er sich am Wasser umher, wo eine brausende Welle nach der anderen zwischen die großen Steine hineinspülte und sie mit einem weißen Schaumschleier umschlang. Dann verbarg er sich hinter einigen Büschen. Er dachte beständig an die Näherin, die er gern begleiten wollte, wenn sie nach Hause ging. Sie würde zur Dämmerungszeit heimgen, hatte

„Sie gesagt; Anders meinte daher, es wäre am Allgütigen, zu bleiben, wo er war, bis sie das Haus verließ, damit die Alten nicht Unrath witterten.“

Das Warten kam ihm schwer an. Seit es dunkel zu werden begann, hatte er das Haus nicht aus den Augen gelassen. Wo blieb sie nur? Ob sie ihm etwa doch entwischt war?

Er warf die Blische über die Schulter und ging über die Wiese hin auf das Haus zu.

Zu spät. Sie war fort.

Er machte sich über seine Schmalzbrotknoschen her; aber an diesem Abend wollten sie nicht recht hinuntergleiten. Maren fragte ihn, wie es mit dem Jungvieh stände, und ob der Schmied sein Lamm zum Schlachten heimgeholt hätte; aber sie bekam nur kurze Antworten.

„Kannst Du da und maust so? Du bist doch nicht krank?“

„Nein. Aber ich habe die Geschichte satt. Ich halte es nicht länger aus,“ stieß er heifer hervor.

Die Muzeln in dem Gesicht der Alten zogen sich zusammen.

„Ja, Du kannst ja reisen, Anders, aber ich glaube, Du wirst es bereuen, soweit ich Dich und die Welt kenne. Glaubst Du denn, Du bist im Staube, Dir draußen unter Fremden den Weg zu bahnen?“

„Warum sollte ich das nicht können? Hier kann ich ja nicht vorwärts kommen. Begreifst Du denn nicht Grobmutter, daß die Leute mich verachten weil ich hier herumlungere wie ein —?“ Seine Stimme bebte.

„Nimm Dir Ingeborg's Neckerei nicht so zu Herzen, kümmer dich doch nicht darum. Ich rathe Dir zu Deinem Besten, Anders!“

„Das weiß ich wohl. Ich kann Dich ja auch nicht verlassen. — — — O, es ist, um darüber verriicht zu werden!“

Er sprang auf und lief im Zimmer umher, setzte sich aber bald wieder und stützte die Hand gegen seine heiße, feuchte Stirn.

„Komm' doch zur Vernunft, Junge!“

„Wenn ich immer hier bleiben soll, werde ich unglücklich!“ brach es in unterdrücktem Schluchzen aus ihm hervor.

Maren legte ihre Arme um seine Schulter.

„Aber, Anders! Ach, Herr Gott, kannst Du denn nicht warten, bis ich in der Erde liege? Bleibe daheim, liebster Anders!“

„Ja — ja!“ stöhnte er, die Stirn gegen den Tisch gepreßt.

Stark bewegt schlich Maren in die Küche hinaus. Sie begriff jetzt, daß er unter dem beschränkten Leben daheim mehr litt, als sie gedacht hatte. Aber war es trotzdem nicht ihre Pflicht, ihn zurück zu halten? Würde es ihm draußen in der Welt, die er nicht kannte, nicht schlecht ergehen? Und würden ihre letzten Lebenstage nicht kalt und traurig werden, wenn Anders fort war? Er konnte ja als ein Bettler heimkehren, zum Spott für Alle, zur Last für die Gemeinde!

Als Anders am nächsten Morgen sich an den Frühstückstisch setzte, sah er vergrämt und verwacht aus und rührte kaum das Essen an.

„Na, Kopf hoch und keine schiefen Beine!“ sagte Maren munter. Aber es half nichts. Erst in einigen Tagen gewann er seinen Gleichmuth wieder.

Einige Monate darauf starb der alte „Jäger“, und noch in demselben Jahre, um Michaelis herum, lag auch seine getreue Gehülfe im Sterben. Anders sah häufig an ihrem Bette und las laut aus dem Gebetbuch vor. Seine trockene, tiefe Stimme paßte gut zu der Dämmerung und der dumpfen Luft im Zimmer.

„Meine Zeit ist bald um,“ sagte Maren zu einer Frau, die zu ihr hinausgekommen war, um nach ihr zu sehen. „Das meinte auch Tischlers Anne, als sie gestern hier war. Und der Hund unseres Nachbarn heulte so, dies Wahrzeichen gilt wohl mir.“

„Dessen mußt Du noch nicht so sicher sein,“ tröstete die Besucherin, „wir sahen's ja im vorigen Jahr bei der Müllersfrau.“

„Ja, sie erholte sich wieder. Ach Gott, ja. Aber ich muß so viel an den armen Anders denken. Was soll aus ihm nur werden, wenn ich todt bin? Er will ja hinaus!“ Ihr Gesicht zeigte den Ausdruck der Angst, ihre graubraunen knöchigen Hände zitterten.

„Du brauchst feinetwegen sicher nicht ängstlich zu sein, er ist ja ein braver Bursche.“

„Ja — und in seiner Art klug; aber er ist ja solch ein Sonderling geworden . . .“

Als Anders am nächsten Tage an ihrem Bette stand, fragte die Sterbende ihn: „Nun bleibst Du wohl daheim, Anders?“

Er blidte zu Boden.

„Ja, Du sollst mir nichts geloben. Ich wollte nur sagen, daß Du es hier ebenso gut hast, wie Du hoffen kannst, es anderwärts zu bekommen. Wenn Du nur Deine Pflicht thust, wirst Du gerade so geachtet werden, wie die meisten anderen Burschen und Männer hier in der Gemeinde. Vergiß das nicht. Kümmer dich niemals darum, daß die Leute Dich Grobmutterhöhnchen nennen, das hört schon auf.“

Sie hätte gern noch mehr gesprochen, aber ihre Stimme versagte. Sie röchelte in schwerer Athemnoth und tastete nach einem Krug Wasser. —

Am nächsten Tage schlich Anders auf Socken in das Studierzimmer des Pfarrers hinein mit der Nachricht von ihrem Tode.

„Es wird nun recht einsam für Dich werden, mein Sohn,“ sagte der Geistliche, als der Bursche seine Meldung erstattet hatte.

Anders senkte den Kopf und erwiderte: „Ja — das wohl.“

„Bleibst Du auch in Zukunft auf Stadstrand? Na ja, das thust Du doch wohl?“

„Ich weiß nicht recht —“

„Dort draußen kannst Du ja wie ein kleiner König leben!“

Er klopfte Anders freundlich auf die Schulter, und dieser ging fort.

Auf dem Heimwege wiederholte er bei sich im Stillen, was der Geistliche zu ihm gesagt hatte. Fort? Ja, er wollte fort, aber jetzt noch nicht.

Wenige Tage nach dem Begräbniß ging Anders nach Kjaeldstrup, um mit den Leuten in der Stadt den Hirtenvertrag zu erneuern; sie sollten im Laufe des Nachmittags sich in der Mühle versammeln, um den Zunftmeister neu zu wählen.

Unterwegs traf er die Näherin Ingeborg.

„Oho, bist Du aber heute fein herausgeputzt, Anders? Bist Du aus, um Dir eine Haushälterin zu miethen?“ sagte sie mit ihrer gewöhnlichen Schelmerei.

„Ne, es sei denn, daß ich Dich bekommen könnte!“

„Mich! Nein, ich finde es hier in der Stadt doch zu amüsant, um mich dort draußen zu begraben. Komm' Du auch lieber zur Stadt, Anders, wir werden Dich schon aufmuntern!“

Sie lachte und trippelte davon wie eine Nachstelze. Anders hatte die dumpfe Empfindung, daß sie sich aus ihm nichts machte. Aber dennoch blieb in ihm ein Hoffnungsrest zurück.

Wenn der Winter um war, wollte er fort, das war lange sein Vorsatz gewesen. Aber der Frühling, der Sommer und der nächste Winter ließen Anders an demselben Orte zurück, wo sie ihn gefunden hatten. Er konnte — wegen des Gedankens an Ingeborg — sich nicht mit einem Schnitt von dem trennen, was ihn an die Scholle band, obwohl er nur hier und da einen Schimmer von dem flotten Mädel sah. Es war wohl das Beste, zu warten, dachte er, zu warten und zu sehen, was sie wollte.

Und so blieb Anders. Und es vergingen mehrere Jahre, ohne eine Veränderung in seinem stillen Hirtenleben mit sich zu bringen.

Aber jedes Mal, wenn er den Sohn des Lootsen, einen flotten und stolzen Kerl, hinaus segeln sah, war es, als wenn er erwachte. Die Neugierde lochte in seinen Augen auf und sein Blut erglühte: nun mußt Du fort von hier — er kam aber nicht fort.

Anders machte sich nichts daraus, mit anderen Menschen Verkehr zu haben, nicht einmal mit dem Lootsen, zu dem er das Zutrauen schließlich verloren

hatte. Wenn seine Vorräthe aufgezehrt waren, ging er nicht zum nächsten Höfer, sondern womöglich zu einem Kaufmann in der Nachbargemeinde, wo er keine Bekannten zu treffen hoffte, denen es einfallen könnte, über ihn ihre Glossen zu machen. Den größten Theil der nothwendigen Gegenstände kaufte er jedoch nicht dort, sondern in der kleinen Stadt, wo er sein Wild, seine Fische und seine oft fein ausgeschnittenen Handfertigkeitserzeugnisse verkaufte.

Als Anders an einem Winterabend in seiner Stube saß und schnitzte, besuchte ihn der Zunftmeister von Kjaeldstrup. Als der Gast den Zweck seines Besuches erledigt hatte, sagte er: „Ja, ich muß nun nach Hause, ich bin müde, denn ich bin heute viel unterwegs gewesen. Ich war auf einer Auktion und in der Stadt nach dem Doktor für die Näherin.“

„Ingeborg! Ist sie krank?“

„Ach ja, schon lange. Es sieht schlecht mit der Armen. Eltern hat sie keine; und ihr Liebster hat ihr den Rücken gekehrt, so daß das Bischen, was sie sich erspart hatte, wohl draufgegangen sein wird.“

„Es ist doch wohl keine Gefahr für sie?“ fragte Anders, der Mühe hatte, seine Unruhe zu verbergen.

„Na ja, es hat schon sehr traurig mit ihr ausgesehen; aber in den letzten Tagen ist es etwas besser gegangen. Aber der Doktor sollte ja geholt werden, lautete die Bestimmung. Es wäre sehr bedauerlich, wenn Ingeborg sterben sollte, denn sie war eine äußerst tüchtige Näherin. Vielleicht ein Bischen verwegen, aber doch nicht, was man liederlich nennt.“

Als der Zunftmeister gegangen war, versank Anders in Grübeleien, und ihm wurde immer heißer im Kopf. In starker Gemüthsregung ging er auf dem holprigen Steinboden auf und ab. Wie, wenn er zu Ingeborg hinging? Nun würde sie gewiß recht froh über seinen Besuch sein. Froh — sie, die sich immer lustig über ihn gemacht hatte! Was er sich einbildete! Aber wenn sie nun starb?

Er kleidete sich schnell um und ging nach der Stadt. Der Wind trieb ihn vor sich her, während der fallende Schnee ihn in einen weichen Mantel hüllte.

Ingeborg saß allein in ihrer kleinen, zugigen Miethsstube, als Anders bei ihr eintrat. Sie hatte einen Shawl umgenommen und ein Kissen hinter dem Rücken. Er vermochte sie kaum wieder zu erkennen.

Mit verwirrtem Erstaunen sah sie den Eintretenden an.

„Wie geht es Dir?“ fragte er gedämpft, als sie einander begrüßt hatten.

„Na, jetzt geht's ein wenig besser. Erst heute habe ich Erlaubniß bekommen, ein wenig aufzustehen.“

Das Gespräch verstummte. Ingeborg sah, daß er etwas sagen wollte, etwas von Wichtigkeit, dachte sie, das Schweigen wurde ihr darum immer peinlicher; bald wurde sie glühend roth und bald wieder bleich wie eine Todte.

„Du hast schlechtes Wetter gehabt auf Deinem Herwege,“ sagte sie endlich.

„Ja. Aber ich hörte ja, Du wärest krank, und da meinte ich, ich wollte einmal nach Dir sehen.“

„Das war nett von Dir. Ich bin auch sehr verlassen. Die Leute werden es bald überdrüssig, einen kranken Menschen zu sehen.“

„Ich habe übrigens gedacht,“ erklang es schüchtern, „ob Du nicht etwas Hilfe brauchen könntest, um mit dem Doktor und dem Apotheker abrechnen zu können . . . denn dann könnte ich Dir ja so gut helfen.“

Sie sah ihn überrascht an.

„Dan — ke. — Aber so viel Güte darf ich von Dir nicht annehmen, Anders — ich, die Dich so oft geadelt hat. Ich habe freilich niemals geglaubt, daß Du Dir aus mir etwas machtest.“

„Doch — aber ich habe es Dir früher nicht sagen können,“ murmelte er. „Es gab wohl auch Jemand, aus dem Du Dir mehr machtest!“

„Giler? Ach nein!“ sagte sie bitter. „Zu ihm habe ich niemals rechtes Vertrauen gehabt. Nein, erst wenn Einem etwas zutrifft, kann man erkennen, wer es mit Einem gut meint.“

Anders erhob sich, um zu gehen. Während er ihr gute Nacht sagte, ließ er ein Beutelschen mit Silbergeld in ihren Schooß nieder gleiten, worauf er sogleich zur Thür hinauswankte.

Ingeborg sah in froher Verwunderung von dem Beutelschen zur Thür. War er wirklich fort? Sein Name schwebte ihr auf den Lippen, aber sie wagte nicht, ihn zurückzurufen, aus Furcht, die Neugier der Nachbarin zu erregen.

Das unerwartete Glück rief in ihrem abgemagerten Körper ein Zittern hervor. Sie sah aber so erfrischt aus wie ein junger Baum nach einem Gewitterregen.

Anders hoffte, daß Ingeborg zu Johanni zu ihm würde hinaus ziehen können. Zu der Zeit sollte das Haus in Stand sein, weshalb er einige Hoken Langstroh zur Ausbesserung des Daches kaufte, Thüren und Fenster mit rother Farbe strich und in der Wohnstube neue Dielen legte. Die größte Mühe machte er sich mit einem Siebelskammerchen, das zu Ingeborg's Ankunft gepust dastehen sollte.

Sie sah in ihrer engen, halbdunkeln Kammer und spähte ungeduldig durch die Scheiben. Da und dort auf dem Wiesenteppich von Stadstrand schim-

mernten Kuhblumen und die blutrothen Weidenröschenblüthen, Schafe und Jungvieh weideten dort draußen, und Anders stampfte in bloßen Armen mit dem Strohhut im Nacken umher und quälte sich mit Allerlei ab. — Nein, sie konnte es nicht länger aushalten, den ganzen Tag in dem müßigen Loch eingesperrt zu sitzen!

Als er eines Abends ihr Zimmer betrat, lag sie im Bett, die Decke bis zum Kopf hinauf gezogen: ein starker Fieberfrost, hervorgerufen durch zu langes Sitzen im Garten, schüttelte ihren Körper.

Niedergeschlagen legte er eine Handvoll Blüthen auf das Bett.

„Waldmeister!“ rief sie und hob den Kopf empor, „o, ich habe mich so darnach gesehnt!“ —

Tag für Tag ging es mit Ingeborg's Gesundheit abwärts. Nur wenn Anders mit ihr von der Zukunft sprach — er hoffte, sie würde sich schon erholen — rötheten sich ihre Wangen und zeigte sich ein Schimmer von Lebensfreude in ihren dunklen Augen.

Eine Nacht brannte Licht in ihrer Kammer, bis es tagte. Als Anders um diese Zeit fortging, bemerkte die Nachbarin, daß er so wunderbar zur Thür hinausstrat, als wenn er die Herrschaft über seine Füße verloren hätte.

In dieser Nacht war Ingeborg gestorben. . . .

Es ging wieder dem Frühjahr entgegen. Während sich die Seeschwalben und silberglänzende Möven mit schnellen Schwingenschlägen in anmuthsvollem Schwunge draußen über den einsamen Wiesen von Stadstrand tummelten, wuchs Anders' alte Sehnsucht wieder empor. Aber er vermochte sich nicht los zu reißen: Ingeborg's Grab, das Heim, das Jungvieh und die Schafe — das waren starke Bande, die ihn fesselten.

Der tägliche Kampf erschlaffte seine Geisteskraft und machte ihn schwerfälliger und schwerfälliger. Er war geistig holzig geworden, wie gewisse Pflanzen es thun, wenn sie nicht benutzt werden, so lange sie jung und frisch sind.

In vielen Beziehungen war er nun wie ein Kind. Oft stand er Stunden lang vor einem seiner gehörnten Freunde und erzählte mit schwärmerischem Glanz in den Augen seine nie erlebten Reiseabenteuer.

Die kleine Kammer, die er mit so viel Sorgfalt für Ingeborg ausgeputzt hatte, war nun sein Heiligthum; dort hielt er sich in seiner freien Zeit auf, und er vergaß niemals, frische Blumen in das Glas auf ihrem Nähtisch zu setzen, und auf dem Fensterbrett war bald kein Platz mehr für seltene Muscheln.

Feuilleton.

Brief.*

Fest auf der Erde steh' mit beiden Füßen und laß' dich nicht verwirren von der Sehnsucht, die dich hinüberlocken will in ihrer Dämmerung ewig leere Weite . . . fest auf der Erde steh', die dich geboren: sie allein ist deine Heimath, aus ihr allein quillt Kraft und Wille dir und That, und was du bist, bist du aus ihr!

Was willst du in den blauen Fernen drüben, in die dein Traum sich Paradiese baut und goldener Seligkeiten schimmernde Paläste?! . . . wenn du den dunklen Weg dazu erfüllst, wie du vermeinst, du stündest doch nur vor der gleichen Antwort wieder, der du geglaubt entfliehen zu können!

D'ram bleib' und steh' und wohne dich puredt auf deiner Erde und in ihre Grenzen, du hast in langem, hartem Kampf sie dir erworben . . . und träume nicht das Beste, was du ihr verdankst, hinaus in's Leere . . .

Hier auf der festen Erde ist dein Platz,
Und hier sei auch dein Sieg!

Cäsar Haischen.

* Aus: „Von Alltag und Sonne“. Berlin, F. Fontane und Co.

Hofsfahrt. Alt, uralt ist das alpine Flößergewerbe. Von der umgebenden, stolzen Natur ist es bedingt; und der Betrieb der Flößerei, wie das Zu- und Abfuhr des gefällten Holzes ist im Wesen dasselbe geblieben, wie es vor vielen Jahrhunderten war. Ebenso hat sich in seiner Einförmigkeit und zugleich in seiner Ursprünglichkeit das Leben der Holzarbeiter auf den Höhen und das Leben der Flößer in den Flußthälern erhalten. Im eigentlichen Hochgebirge haben es die Holzflechte Hart, und ihr ziemlich hoher Verdienst ist häufig ein Wagniß. Etwas mehr Gemüthlichkeit schon kommt in die Thalsfahrten, von denen eine auf dem Gemälde von Knabl dargestellt ist.

Gar so gemüthlich ist die Sache freilich nicht, wie sie mancher Ausflügler von München sich einbildet oder mit erlebt hat. Man hat im lieben Tölz gesehen, in dem großen Ort für Bierbrauerei und Hofsfahrt. Oben im Garten des Bürgerbräus oder auf dem Baukeller, zwei köstlichen Erdenflecken, wurde man von der Laune erfasst, zu Thal zu fahren. Auf Stunden weit liegt das Marzthal offen da. Warum nicht niedersteigen und hant auf dem saden Ding, der Eisenbahn, nach München zu rutschen, lieber eine Hofsfahrt mitmachen. Leicht in acht Stunden ist's vorüber, friedlich und gut ist der Wasserweg. Verdurften braucht man nicht. Ein Fäßchen ist bald aufgelegt. Seinen dichten Lodenmantel hat man auch bei sich. Der Bergwind nämlich, wenn er gegen Abend aufspringt, ist ein bissiger Gefell und bringt gern das Frösteln mit, auch nach warmen Sommertagen.

Da kann's denn freilich ziemlich fidel hergehen. Im Allgemeinen aber haben es die Verglässe in sich, wie man zu sagen pflegt. Es heißt Obacht geben. Rasch nimmt der Flußlauf bei lebhaftem Gefäll eine scharfe Biegung,

Oft heißt es, muskeltarf sich ankommen und vor allen Dingen ein umsichtig helles Auge bewahren. Eine größere Selbstständigkeit und regeres Leben hat so die Flößerei in den Boralpen, als sie etwa die langen Fahrten der „Hälfaten“ haben, die alljährlich von Polen hinab in die deutsche Tiefebene kommen. Gern wird mitunter „menschliche Frucht“ mitgenommen, wie auf unserem Wibe die Dirne im Sonntagsstaat und der schwanende Alte. Mit der Volkstracht allerdings wird's nun bald vorbei sein. Der demokratisch-nivellirende Zug unserer Zeit räumt rasch damit auf. Das wird der Verein zur Erhaltung der Volkstrachten im bayerischen Oberland nicht ändern. Wenn man erst durch Vereine erhalten will, ist's gewöhnlich schon vorbei; und auf den Hunderten und Aberhunderten von Bildern aus dem alpinen Leben werden dieser malerischen Wirkung wegen bald mehr Gealten in Volkstrachten zu sehen sein, als sie in Wirklichkeit noch zu finden sind.

Von der wirtschaftlichen Bedeutung der Flößerei kann man sich übrigens einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß allein von den beiden Hauptorten der Flößerei, von Tölz und Lenggröb, jährlich etwa für 1½ Millionen Mark Holz nach München verschifft wird. f.

Ueber „Formensönheit.“ sagt A. Endell, ein Münchener Maler, der auch auf dekorativem Gebiete thätig ist, in der „Decorativen Kunst“ Folgendes: „Wollen wir formale Schönheit verstehen und genießen, so müssen wir lernen, isolirt zu sehen. Auf die Einzelheiten müssen wir unseren Blick lenken, auf die Form einer Baumwurzel, auf den Ansaß eines Blattes am Stengel, auf die Struktur einer Baumrinde, auf die Linien, die der trübe Schaum an den Ufern eines Sees bildet. Wir dürfen auch nicht achtlos über die Formen dahingleiten, sondern müssen sie genau mit den Augen verfolgen, jede Biegung, jede Krümmung, jede Erweiterung, jede Zusammenziehung, kurz jede Aenderung der Form miterleben. Denn genau sehen wir nur einen Punkt in unserem Sehfeld, und wirksam kann für unser Gefühl nur werden, was wir deutlich gesehen. Sehen wir aber in dieser Weise, so ersticht vor uns eine neue, nie gekannte Welt von ungewohnten Reichtum. Tausend Stimmungen werden in uns wach, immer neue Gefühle mit neuen Nuancen und ungeahnten Uebergängen. Die Natur scheint zu leben, und wir begreifen jetzt, daß es wirklich trauernde Wäunne und hoshaft heimtückische Aeste, feusche Gräser und furchtbare, grausenregende Blumen giebt. Freilich nicht Alles läßt solchen Eindruck aus, es fehlt nicht an Langweiligen, Unbedeutenden und Unwirksamen, aber das wachsame Auge wird überall, in jeder Gegend, Formen von wunderbarem, die ganze Seele erschütterndem Reize gewahren.“

Ein sonderbarer Heiliger muß der alt-egyptische König Amasis (569—526 v. Chr.) gewesen sein, dessen Charakterbild uns Herodot überliefert hat. Amasis stammte aus der Stadt Sais, die zur Markt Sais gehörte. Er war aus der Klasse der Krieger hervorgegangen, doch zählten seine Eltern keineswegs zu den Vornehmen. Man erzählt, sagt Herodot, daß Amasis, auch als er noch in geringem Stande für sich lebte, Trunk und Scherz geliebt und gar kein arbeitamer Mann gewesen. Und wenn das Nothdürftige ausging zum Trinken und zum lustigen Leben, so ging er umher und stahl. Und wenn die Leute sagten, er hätte ihnen das Ihrige entwendet, und er leugnete, so führten sie ihn zu einer Weissagung,

wo ein Jeglicher die seinige hatte, und oft ward er verurtheilt von den Weissagungen, oft aber auch freigesprochen. Allmählig aber kam er empor. Unter dem König Apries zogen die Egypter gegen die griechische Pflanzstadt Kyrene, erlitten aber eine furchtbare Niederlage. Sofort brach im Heere ein Aufruhr aus. Man beschuldigte den König, er habe die einheimischen Krieger mit Absicht in den offenkundigen Tod geschickt, damit er, gestützt auf die freunden griechischen Soldner, um so unbeschränkter und sicherer herrschen könne. Apries sandte den Amasis in's Feldlager, um die Meuterer zu beruhigen. Aber diese riefen den Vermittler zum Könige aus und Amasis griff zu. Apries' Söldnerheer wurde geschlagen, der König gefangen und erwürgt. Amasis ward König. Aber zu Anfang, erzählt Herodot, verachteten die Egypter den Amasis und machten garnicht viel aus ihm, weil er zuvor ein gewöhnlicher Bürger gewesen. Da griff Amasis zu einer List. „Unter vielen anderen tausend Gütern hatte er auch ein goldenes Fußbeden, in dem er selbst und alle seine Gäste sich die Füße wuschen. Dieses zerstückte er und machte ein Götzenbild daraus und stellte es auf in der verkehrsreichsten Gegend der Stadt. Und die Egypter gingen zu dem Bilde und erwiesen ihm große Verehrung. Und als Amasis das erfuhr, was die Leute der Stadt thaten, rief er die Egypter zusammen und offenbarte es ihnen und sagte, das Bild wäre gemacht aus dem Fußbeden, in welches zuvor die Egypter gespielen und sich die Füße gewaschen, und nun bezeugten sie ihm große Verehrung. Und er sprach: Wie mit dem Fußbeden, so wäre es auch mit ihm gegangen; denn wenn er auch zuvor ein gemeiner Mann gewesen, so wäre er doch gegenwärtig ihr König, und sie müßten ihm Ehre und Achtung erweisen. Auf diese Art gewann er der Egypter Freundschaft so, daß sie ihm willig dienten.“ Ueber Amasis' Lebensweise berichtet der griechische Geschichtschreiber: „Aber mit seinen Geschäften hatte er folgende Einrichtung: Des Morgens bis zur Zeit, da der Markt voll wird, machte er seine Geschäfte ab mit allem Eifer, dann aber trank er und spottete seiner Gäste und trieb unanständigen Scherz und Witz.“ Amasis trieb übrigens bald dieselbe Politik wie sein Vorgänger. Nachdem er von der Nationalpartei auf den Thron gehoben worden, rekrutirte er seine Garden nur aus griechischen Söldnern. Er verlieh griechischen Händlern große Privilegien, trat mit den Städterepubliken Griechenlands in Verbindung, spendete Weihgeschenke nach Hellas. Zum Neubau des Tempels zu Delphi gab er über tausend Fund Maaß.

Wie alle Emporkömmlinge, umgab sich Amasis mit großer Pracht und Herrlichkeit. Auch der Baumuth war er verfallen. Aber auch hier zeigte sich bei ihm ein sonderbarer Charakterzug. Er erinnerte sich seiner Jugend, als er noch „in's Stehlen ging“. Herodot erzählt: „Und nachdem er König geworden, that er wie folgt: Die Götter, die ihn von der Anklage des Diebstahls freigesprochen, für deren Tempel er gar keine Sorge und gab auch nichts dazu, sie im Stande zu erhalten, und ging auch nicht hin zu opfern; denn sie verdienten nichts, da ihre Weissagungen lügenhaft wären. Die ihn aber verurtheilt hatten, daß er gestohlen, für die Trug er große Sorge, da sie wahrhaftige Götter wären und wahrhaftige Weissagungen hätten.“

Nachdruck des Inhalts verboten!